



„Vom Altern der Texte“

Bausteine für eine Geschichte
des interkulturellen Wissenstransfers

Hartwig Kalverkämper/Larisa Schippel (Hg.)

F Frank & Timme

Hartwig Kalverkämper / Larisa Schippel (Hg.)

„Vom Altern der Texte“

Bausteine für eine Geschichte des interkulturellen Wissenstransfers

Hartwig Kalverkämper / Larisa Schippel (Hg.)
TRANSÜD.
Arbeiten zur Theorie und Praxis des Übersetzens und Dolmetschens
Band 45

Hartwig Kalverkämper / Larisa Schippel (Hg.)

„Vom Altern der Texte“

Bausteine für eine Geschichte
des interkulturellen Wissenstransfers

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: © Sabine Lefèvre, Puente de San Martín, Toledo

ISBN 978-3-86596-251-5

ISSN 1438-2636

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2012. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Die Publikation wurde durch das Institut für Romanistik und
das Institut für Slawistik der Humboldt-Universität zu Berlin gefördert.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

LARISA SCHIPPEL „Vom Altern der Texte“	9
---	---

HEIDEMARIE SALEVSKY Nachruf	11
--------------------------------------	----

I Perspektiven

HANS J. VERMEER Vom Altern der Texte	17
---	----

HARTWIG KALVERKÄMPER Entgrenzte Kommunikation. Übersetzen und Dolmetschen in der globalisierten Welt	39
--	----

II Übersetzungspfade und Re-Visionen

NATALYA REINHOLD Marshak's Translations as a Point of Controversy in Contemporary Translation Studies	87
---	----

JEKATHERINA LEBEDEWA Historischer Kontext und Lyrikübersetzung am Beispiel deutscher und russischer Übertragungen von Shakespeares <i>Sonett 66</i>	103
---	-----

LUDMILLA GRISCHAewa Die wiederholte Übersetzung eines Ausgangstextes als Gegenstand der Translationswissenschaft	125
--	-----

III Anfänge und Prägungen

CHRISTIANE NORD

Hieronymus als Übersetzer:

Vom Unterschied zwischen Theorie und Praxis 141

OLGA KASHKINA

Maxim der Grieche vor dem Hintergrund der

russischen Translationsgeschichte..... 159

MIHAI DRAGANOVICI

Die Anfänge der übersetzerischen Tätigkeit in der rumänischen Kultur.

Theoretische und praktische Beiträge bis ins 19. Jahrhundert..... 173

MAGDA JEANRENAUD

Die „Übersetzung“ des französischen Modells

in die rumänische Gesellschaft..... 185

CARSTEN SINNER

Zu den Quellen und extratextuellen Verweisen

der wirtschafts- und agrarwissenschaftlichen *Memórias*

im Portugal des Antigo Regime (1789–1821) 213

SUSANA CAÑUELO SARRIÓN

Zu einigen terminologischen Fragen

in der historisch orientierten Übersetzungswissenschaft 257

IV Diversifizierungen der Moderne

VALENTINA OSTAPENKO

Die professionelle Rolle und Stellung

der TranslatorInnen im Kommunikationsgeschehen 283

TATJANA YUDINA	
Translationstheorie und Wissenstransfer paradigmatisch	307
SUSANNE MARTEN-FINNIS, OLAF TERPITZ	
Sprachmittlung und Migration. Zur Vorläufigkeit translatorischer Diskurse: Zwei Momentaufnahmen aus Berlin und Warschau, 1919–1929	321
HEIDEMARIE SALEVSKY	
Am Anfang war die Übersetzung. Zu Transformationen des Romans „Das siebte Kreuz“	353
LUDMILA BORISOVA	
Textwissenschaftliche Aspekte im Deutschunterricht an Universitäten	363
MARIA MUSHCHININA	
Zu Eigenschaften von Fachterminologie: Ein Beschreibungsmodell am Beispiel des russischen Rechts des geistigen Eigentums	383
IRINA HANDORF	
Zur Geschichte der Geschäftskommunikation: Schering in Russland zu Beginn des 20. Jahrhunderts.....	395
GYDE HANSEN	
Verlust an Vielfalt – auch in Wirtschaft und Wissenschaft	413
WILFRIED WIEDEN	
Language Competence Planning in Multicultural Corporate Environments	425
VERZEICHNIS DER AUTORINNEN UND AUTOREN	439

„Vom Altern der Texte“

Übersetzungsgeschichte – Bausteine für eine Geschichte transkulturellen Handelns

Die vorliegenden Beiträge sind überarbeitete Vorträge von zwei Berliner Tagungen, die im Unterschied zu den in dieser Reihe üblichen Publikationsgewohnheiten ziemlich weit zurückliegen. Hinderlich für eine zügigere Veröffentlichung der Texte war das intensive aber letztlich erfolglose Bemühen der beiden Herausgeber, die Schließung der translationswissenschaftlichen Studiengänge an der Berliner Humboldt-Universität doch noch zu verhindern. Meine darauf folgende Neuorientierung und die spätere Berufung an die Universität Wien mit den damit verbundenen neuen Aufgaben und Schwerpunkten rückte die Beschäftigung mit den Tagungsbeiträgen ebenfalls vorübergehend in den Hintergrund. Für die Wartezeit kann ich die Beiträgerinnen und Beiträger nur um Nachsicht bitten.

Einen Kollegen kann ich nicht mehr um Nachsicht bitten – und vor allem ihm galt doch mein Dank für seine Teilnahme, denn sie war für ihn mit großer Überwindung verbunden: *Hans J. Vermeer*. Überwindung hatte ihn die Teilnahme an der Tagung „Übersetzungsgeschichte – Bausteine für eine Geschichte des Wissenstransfers“ (2009) deshalb gekostet, weil gerade er, der nach der politischen Wende mit so viel Enthusiasmus bereit gewesen war, sich für den Ausbau der Translationswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin zu engagieren, sich dann der Ignoranz und Ablehnung maßgeblicher Personen gegenüber sah. Umso schöner war seine Zusage für die Tagungsteilnahme. Als Dank und in Erinnerung an Hans J. Vermeer soll der Titel seines Vortrags titelgebend für den Band stehen.

Seit sich die Translationswissenschaft von ihren Quelldisziplinen zu emanzipieren begann, richtete sie ihr Augenmerk auf die Entwicklung eigenständiger theoretischer Fundamente, orientierte sich vorrangig auf pragmatische Texte und Textsorten, entwickelte ein eigenes Beschreibungsinstrumentarium, erweiterte die vorgefundenen Forschungsformate zu neuen und erklärungsstarken Dimensionen und differenzierte sich systematisch in verschiedene Richtungen und Teildisziplinen. Für die Etablierung einer Wissenschaftsdisziplin spielt die Geschichte des Gegenstandes – des Übersetzens und Dolmet-

schens – eine wichtige Rolle. Mit translationshistorischen Arbeiten wurden bereits Grundlagen für eine Geschichte der Translation aus translationswissenschaftlicher Perspektive gelegt und bestimmte historische Epochen bearbeitet, und mitunter wandte sich ihre Aufmerksamkeit auch den Translator_innen zu, wenn sie beispielsweise Portraits und Arbeitsweisen von Übersetzerinnen und Übersetzern nachzeichnen und anderes mehr.

Angesichts der Breite und Differenziertheit translatorischen Handelns in der Geschichte, der Vielfalt von Ausgangs- und Zieltexten, der Neu- und Wiederübersetzungen u.v.a.m. kann sich die Translationswissenschaft auf eine Vielzahl von Arbeiten stützen, wie sie im Gegenstandsbereich der Nachbar- und Quelldisziplinen Philologie, Literaturwissenschaft, Sprachwissenschaft oder auch Theologie, Rechtswissenschaft u.a. erschienen, dennoch scheint eine auf der eigenen translationswissenschaftlichen Methodologie fußende Beschäftigung mit dem Gegenstand ‚Geschichte der Translation‘ ergänzungsbedürftig. Vor allem unter dem Aspekt des ‚Wissenstransfers dank Übersetzen‘, also der Frage nach der Rolle von Translation in einer Wissensgeschichte und einer Geschichte des Wissenstransfers lassen sich auf diesem Feld mit Sicherheit wertvolle neue Erkenntnisse gewinnen.

Wenig ausgeleuchtet ist offenbar auch der Zusammenhang zwischen Translation einerseits und Reflexion über Translation andererseits, also die Relationen zwischen Gegenstands- und Disziplingeschichte. Es ist wichtig, dass die Translationswissenschaft hier ihre Grundlagen, ihre Quellen und Wurzeln, ihre geschichtlichen Bezüge ausleuchtet, denn der Ist-Zustand jeder Disziplin ist das Resultat vieler historischer Entwicklungslinien und Prozesse des Vervollkommens und von Neuorientierungen. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage zu stellen, welcher Art die Desiderata zu einer Geschichte des Übersetzens denn sind: Geht es uns um die Kulturgeschichte des Übersetzens, um eine Methodengeschichte, um eine Sozialgeschichte, um eine Ereignis- oder Personengeschichte? Und von diesen Forschungsrichtungen hängt dann ja auch ab, wo die Bezüge, Partner und Kooperationen gesucht und gefunden werden.

Die Herausgeber danken Frau Sabine Lefèvre, Sekretärin am Institut für Slawistik der Humboldt-Universität zu Berlin, sehr herzlich für ihren selbstlosen und kompetenten Einsatz bei der Erfassung, Transformation und Korrektur der Beiträge dieses Bandes.

Juli 2012

Nachruf

Als Prof. Dr. Hans J. Vermeer auf der Tagung „Übersetzungsgeschichte – Bausteine für eine Geschichte des Wissenstransfers“ an der Humboldt-Universität zu Berlin am 3. Dezember 2009 den Eröffnungsvortrag hielt, ahnte wohl kaum jemand, dass dies sein letzter Vortrag werden würde. Hans Vermeer starb am 4. Februar 2010. Am 24. September d. J. wäre er 80 Jahre alt geworden.

Wenn man unter den Fachkollegen in der Translationswissenschaft jemanden sucht, der ausgehend von der Relativität von Paradigmenwechseln in der Theorie in der Lage ist, die verschiedenen zahlreichen „Fäden“ in der Historie zu verfolgen und aufzuzeigen, wie diese nebeneinander her laufen, sich überkreuzen, verzwirnen oder auch (zeitverschoben) verknüpfen, der es vermag, uns in interessante Nachbardisziplinen wie Philosophie und Rhetorik zu entführen, jemanden, der Aussagen von Übersetzern zu ihrer Arbeit in Vergangenheit und Gegenwart, literaturhistorische Entwicklungen und Bibelübersetzungen gleichermaßen in den Blick zu nehmen vermag wie die Verabsolutierung der Idee bei Platon, das missglückte Imitatio-Konzept der Renaissance, die kultursensitiven Ansätze bei Wilhelm von Humboldt und Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher sowie die erneute Reduktion im vermeintlich exakten Procedere der Wissenschaft des 19. Jh., dann fällt jedem sofort der Name Hans Vermeer ein.

In seinem Forschen nach den Ursprüngen – selbstverständlich in den jeweiligen Sprachen – hat Hans Vermeer Erkenntnisse für die Jetztzeit gewonnen, Grundpositionen als Begründungen und Bedingungen für daraus folgende Einstellungen in Theorie und Praxis aufgespürt. Er hat Quellenkritik betrieben, ex- und implizite Theorieansätze aufgezeigt, die Zusammenhänge zwischen „äußerer“ und „innerer“ Übersetzungsgeschichte deutlich gemacht. Dabei hat er nicht verabsäumt, auf die Raum-, Zeit- und Situationsgebundenheit jedweder Theorie zu verweisen.

Eine derart offene Haltung war hilfreich, auch und besonders in der Ost-West-Debatte nach der Wende, als Hans Vermeer 1992 zu einer Gastprofessur an die Humboldt-Universität zu Berlin kam (Abteilung Translationswissenschaft des Instituts für Slawistik). Hans Vermeer war stets ein großer Gewinn für die Diskussionen im Forschungsseminar zur Translationswissenschaft (1989-1996 an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1997-2009 an der Hochschule Magdeburg-Stendal). Als das Forschungsseminar zum 75. Geburtstag von Hans Vermeer ein Ehrenkolloquium veranstaltete, kamen Wissenschaftler aus Brasilien, Finnland, Großbritannien, Österreich, der Türkei, aus den USA und von verschiedenen Universitäten Deutschlands.

Am 17. Januar 2010 verlieh die Universität Mainz Prof. Dr. Hans Josef Vermeer die Ehrendoktorwürde. Hans Vermeer war an der Universität Mainz in Germersheim von 1971 bis 1983 Professor für Allgemeine und Angewandte Sprachwissenschaft, bevor er 1984 an die Universität Heidelberg auf den Lehrstuhl für Allgemeine Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft mit Schwerpunkt Portugiesisch berufen wurde, den er bis zu seiner Emeritierung 1992 inne hatte. Nach den Gastprofessuren an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck von 1999-2002, an der Boğaziçi Universität in Istanbul von 2002-2003 und schließlich an der Okan Universität Istanbul von 2004 bis zum Wintersemester 2007/08, lehrte Hans Vermeer in den letzten Jahren seines Lebens noch einmal in Heidelberg und Germersheim.

Hans Vermeer hinterlässt über 300 Publikationen, veröffentlicht in den vergangenen 50 Jahren zum Portugiesischen, zur Germanistik und zur Allgemeinen Sprachwissenschaft, zur Indologie und Fremdsprachendidaktik, vor allem aber zur Translationswissenschaft, der er 16 Bücher geschenkt hat, sieben davon zur Geschichte der Translation. Schreiben konnte sie so nur jemand, dem Hebräisch, Griechisch und Latein ebenso vertraut waren wie verschiedene romanische Sprachen und das Englische, der Indologe war und das Deutsche in seiner historischen Entwicklung kannte. Die Publikationen und Vorträge von Hans Vermeer waren stets eine Abenteuerreise durch die Jahrhunderte, Entführungen auf interessante und zuweilen amüsante thematische Nebengleise, alles in allem Entäußerungen eines brillanten Geistes mit atemberaubender Bildung. Sie haben den Blick auf das gerichtet, was sein könnte, sie boten die Möglichkeit, den Raum auszumessen, der sich öffnete, in dem ein Licht leuchtete, das Anderes sichtbar machte – Sehweisen. So entstand

Veränderung in der Disziplin wie in den Menschen. Unter der Traueranzeige seiner Kollegen, Freunde und Schüler in der Süddeutschen Zeitung vom 13. Februar 2010 stehen 41 Namen, darunter Rosemary Arrojo, Şebnem Bahadır, Dilek Dizdar, Justa Holz-Mänttari, Klaus Kaindl, Andreas Kelletat, Gaudi Kristmansson, Jekatherina Lebedewa, Franz Pöchhacker, Erich Prunč, Katharina Reiß, Miriam Shlesinger, Mary Snell-Hornby, Jürgen Schopp, Gideon Toury, Lawrence Venuti und Heidemarie Salevsky.

I Perspektiven

Vom Altern der Texte¹

... so lautet sinngemäß auch ein Motto für die soeben eröffnete Tagung an der, wenn ich recht unterrichtet bin, historisch ältesten Stätte (1887) der akademisch-wissenschaftlichen Lehre und Forschung zum Dolmetschen und Übersetzen in deutschen Landen. Da wird man sich als erstes noch einmal fragen, wozu Geschichte als Historie und Historiographie getrieben, wie sie behandelt wird und betrieben werden kann und wie das Thema dazu wirklich lauten sollte. Historie ist eigentlich ein Unding. Alles Verhalten ist funktional, d. h. in erster Linie: auf die Zukunft gerichtet. Vergangenes ist allemal endgültig verloren. Woran man sich zu erinnern glaubt, ist nicht die Vergangenheit bzw. ein vergangenes Ereignis, sondern die unsichere, bruchstückhafte, z. T. widersprüchliche und sich ändernde Erinnerung an ein Engramm einer Beobachtung, d. h. einer Interpretation eines Ereignisses. Das gilt erst recht im doppelten Sinne der Erinnerung an eine Ereignisschilderung durch eine schriftliche Aufzeichnung und umso mehr durch eine Schilderung einer anderen Person (vgl. Zeugenaussagen vor Gericht, z. B. in dem alten japanischen Film „Rashomon“ – „Das Tor zur Hölle“). Eine Erinnerung, gerade auch eine schriftliche Aufzeichnung, z. B. in einem herrlichen alten Codex, und erst recht, wenn die Erinnerung aus zweiter und x-ter Hand auf uns kommt, ist die Gegenwart des Textes unter anderen Umständen aus einer unerreichbaren Vergangenheit. Und diese angenommenen Erinnerungsweisen sind, wie gesagt, selbst wieder auf die Zukunft eines Rezipienten gerichtet: Man liest Platon, um sich allmählich näher über seine Philosophie bzw. eine Interpretation der Philosophie, wie sie heute verstanden werden kann (!), zu informie-

.....

1 Seinen Vortrag vom 3. Dezember 2009 hat Hans Vermeer in den letzten Wochen seines Lebens nur noch geringfügig bearbeiten können. Als ich von der Familie gebeten wurde, die Druckfassung zu erstellen, habe ich mich bemüht, nicht in den Text dieser letzten Veröffentlichung einzugreifen, sondern nur offensichtliche Irrtümer, Einschübe für den mündlichen Vortrag und eindeutige Schreibfehler zu korrigieren sowie notwendige Ergänzungen des Literaturverzeichnisses vorzunehmen. Ich hoffe, Hans Vermeer wäre einverstanden. –Heidmarie Salevsky

ren. Die Vergangenheit und alles Gewesene jedweder Überlieferung und Überlieferungsform ist auf der Suche, wie etwas denn „wirklich“ war, unwiederholbar und daher unwiederholbar verloren. Dabei kann das „wirklich“ im vorstehenden Satz durchaus im Doppelsinn des Echten (ich mag nicht „des Wahren“ sagen) und des Wirkenden verstanden werden. Man erinnert sich so oder so allemal (in der genannten ‚Engführung‘) zu einem Zweck, Ziel, Skopos, d. h. eben zu einer auf die Zukunft ausgerichteten Funktion. (Man liest ein überkommenes Textem, um jetzt zu erfahren, wozu es in nächster Zukunft nütze sein kann.) Hinzu kommt, wie gesagt, dass jede Beobachtung (im weiten Sinn, auch der Wahrnehmung und Perzeption) eine Interpretation einer angenommenen Beobachtung ist. Diese Tatsache ist zweifellos älter, als Adam und Eva es nur sein können, ist doch jede Interpretation eine Art Übersetzung. Auch Tiere interpretieren ihre Umwelt. Jede Versprachlichung geht aus einer Reihe von Interpretationen und daher „Übersetzungen“ hervor und kommt erst durch sie umständlich zustande. (Ich kann diese Reihe jetzt aus Zeitmangel nicht eingehender besprechen). So können wir mutmaßen, dass der liebe Gott (auf den ich noch zurückkommen werde) schon am ersten Schöpfungstage lange vor dem ersten Menschenpaar seinen Willen durch die Worte „Es werde ...!“ als zukünftige Planung interpretierend kundtat (vgl. Platons öfters wiederholtes „Werden-zum-Sein“ – γένεσις εἰς οὐσίαν). – Um aber bei den Menschen zu bleiben, deren erste Diskussion sich bekanntlich um einen auf den ersten Blick unbedeutenden Apfel drehte, so müssen wir zugleich eine Grundtatsache menschlichen So-und Da-Seins feststellen: dass sich nämlich Sprache zwar trefflich zur Diskussion bis zur Lüge, nicht aber recht zum Verstehen und Verständnis eines Gemeinten und noch weniger zur Erkenntnis der Wahrheit eignet, wie das böse Ende des ersten Disputs es angeblich schon vor Jahrtausenden bezeugt hat. Und so ist es bis heute geblieben, wie wir betrübt feststellen müssen, so leidig es auch klingt, gerade damit eine vielversprechende Tagung einleiten zu wollen. Der Grund für diese Kalamität ist offensichtlich, dass jeder Mensch nur über einen Kopf und darin ein Gehirn als Regierungssitz für seinen neurophysischen Apparat und den daran hängenden übrigen Körper zu seinen raum-zeitlichen Existenzen in den verschiedensten momentanen Situationen verfügt. Diese einfache Tatsache besagt nämlich, der Mensch sei, wie Niklas Luhmann (1985) betont hat, ein geschlossenes System, für das es keine direkte Verbindung zu anderen Systemen und

deren Neuronen als partes pro toto gebe (vgl. auch Leibnizens „fensterlose Monaden“). Wie immer sich ein Mensch verhält, was er tut und wozu er handelt, kann ein Anderer daher nur auf Grund seiner eigenen emotionalen und rationalen Erfahrungen mit sich selbst inferieren und interpolieren, also nur aus und für sich selbst interpretieren – das heißt: aus eigener Erfahrung in eigenes Verständnis übersetzen. Es gibt also nur Vermutungen, Annahmen, frommen Glauben, nie aber letzthinnige und -sinnige Gewissheit. – Damit hätten wir paradoxerweise das erste Dogma jeglichen translatorischen Handelns dingfest gemacht, sei es in einer Translatproduktion oder -rezeption. Lassen Sie mich aber flugs ein Trostpflaster über schwärende Wunden decken: Es leben die Menschen bekanntlich zum eigenen Überlebenkönnen gezwungenermaßen „sozial“, d. h. in Gemeinschaften und/oder Gesellschaften, wie man sie für gewöhnlich nennt, und deren gibt es im Laufe eines jeden Menschenlebens in buntem Reigen überabzählbar (ich sage: „indefinit“) viele: die Familie, die Schule, das Dorf bzw. der Stadtteil, die Lerngruppen, akademische Fakultäten, Institute, Seminare, Berufe, Sportvereine usw. usf. In diese Gemeinschaften muss man sich, wie gesagt, um selbst darin bestehen zu können, nolens volens hineinpassen, denn sie bestehen für den Einzelnen in einer wunderlichen Vertwistung historisch-diachronisch durch das und zugleich vor dem einzelnen Individuum oder kommen spätestens mit ihm zum Werden. Zur Ein- und Anpassung gibt es Regeln, z. B., wie man sich räuspert usw., wie man grüßt, bei einem Vortrag still oder in Maßen ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her rutscht usw., bis man von Gesetzes wegen in einem Sarg oder einer Urne zur Ruhe gebracht wird. Diese indefinit vielen, d. h. nicht aufzählbaren und in ihren Extensionen nicht auslotbaren Regeln nenne ich jeweils eine soziale „Kultur“ bzw. für ein Individuum insgesamt im Plural seine „Kulturen“ und fasse die Regeln zu (vagen, weil nie auslotbaren) „Regelinventaren“ zusammen. Jedes Individuum beherrscht solche Inventare, kennt sie aber selbst nicht genau, geschweige denn exhaustiv. Die Regeln, d. h. das kulturspezifische Verhalten, Tun und Handeln, muss jeder Mensch, so gut er kann, für sich allein, evtl. unter Anleitung Älterer („gib das schöne Händchen“, „man schnieft nicht im Beisein Anderer“ usw.) lernen und sich einprägen, ohne dass, wie gesagt, ihre jeweiligen Grenzen und damit Extensionen bewusst und (wenn auch nur relativ) genau abgesteckt werden könnten. Die Regeln erlauben jedoch, die Geschlossenheit eines menschlichen Systems (genauer: jeweils

eines Menschen zu einem bestimmten Raum-Zeit-Punkt) aufzuweichen. Die Inferenz des Verhaltens eines anderen der gleichen Kultur(gruppe) wird erleichtert. Man spricht von Sozialisierung, Enkultrierung, mehr oder weniger gewollter oder gesollter Anpassung usw. Schnieft man nicht mehr in der Öffentlichkeit, gilt man als gut (in die Gemeinschaft hinein)erzogen. Vergessen wir aber nicht das zuvor Gesagte: Es gelten Regeln, nicht Normen oder gar soziale Gesetze. (Doch auch die Gesetze des Staates bedürfen allemal einer Auslegung, d. h. Interpretation, um angewandt werden zu können.) Jeder muss sich in Maßen anpassen, bleibt aber im Wesentlichen an erster Stelle ein Individuum. Wie prekär das entstehende Vabanquespiel des Lebens dadurch wird, hat Ludwig Wittgenstein (s. a. 2.115 §1) anschaulich an einem Beispiel illustriert:

Wenn ich von dem Anderen sage, er habe Zahnschmerzen so meine ich mit „Zahnschmerz“ gleichsam einen Abstrakt von dem was ich gewöhnlich „m e i n e Zahnschmerzen“ nenne.

Kurz darauf fährt Wittgenstein (s. a. 2.116 §1) fort:

Zur Erklärung des Satzes „er hat Zahnschmerzen“ sagt man etwa: „ganz einfach, ich weiß was es heißt daß ich Zahnschmerzen habe und wenn ich sage daß er Zahnschmerzen hat, so meine ich daß er jetzt das hat was ich damals hatte“. Aber was bedeutet „er“ und was bedeutet „Zahnschmerzen haben“[?] Ist das eine Relation die die Zahnschmerzen damals zu mir hatten und jetzt zu ihm[?] Dann wäre ich mir also jetzt auch der Zahnschmerzen bewußt und dessen daß er sie jetzt hat, wie ich eine Geldbörse jetzt in seiner Hand sehen kann die ich früher in meiner gesehen habe.

Damit können wir das bisher Gesagte resümieren: Wir sind und bleiben unser Leben lang Individuen, angepasst aus sozialer Not, es ist wahr, aber unserem für die Interpretation Anderer verschlossenen (!) System können wir nur soweit trauen, als wir glauben, ihm trauen zu können. Die Älteren unter Ihnen haben es erlebt, und die Jüngeren müssen es lernen: Niemand weiß, was in der Sprecherin oder dem Sprecher der Behauptung „Ich liebe dich“ tatsächlich vor sich geht, ganzheitlich, holistisch, was sie oder er tatsächlich und genau meint,

vor allen Dingen fühlt, funktional erreichen will usw. Halten wir dabei zugleich fest, dass die Welt ein Prozess – oder vielmehr: eine indefinit große Prozessmenge – ist, die sich augenblicklich in Art, Weise und Extension ändern kann. Aussagen gelten genau und ganzheitlich genommen nur einen Raum-Zeit-Punkt lang, sozusagen von Quantensprung zu Quantensprung. In Bezug auf die „Richtigkeit“ (es gibt sie aber nicht) einer Translation habe ich vor kurzem den Translator einen Seiltänzer genannt.

Wittgenstein sprach von einem „Abstrakt“ (Sie haben es gehört), d. h. in unserer Terminologie, dass jede Verallgemeinerung (denken Sie vor allem an die sog. „Begriffe“) eine modifizierte und modifizierende reduktionistische Verallgemeinerung (Generalisierung) durch ein Individuum bedeutet, wobei „Modifizierung/Modifikation“ besagt, dass von einem Einzelfall ein Teil reduktionistisch verfällt und zugleich durch gewisse Phänomene amplifiziert wird (vgl. VERMEER/WITTE 1990: 101-103, im Anschluss an POYATOS 1983).

Lassen Sie mich als mir wichtig noch hinzufügen, dass es meiner Ansicht nach keine „Begriffe“ als solche gibt (das ist seit Platons Zeiten – oder schon länger – ein Irrtum der Linguisten und Philosophen), sondern nur insoweit, als Verallgemeinerungen (Generalisierungen) situationsspezifisch zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem sozio-kulturell überformten individuellen Gehirn zweckbestimmt („funktional“) gebildet werden können. Begriffe schwirren nicht in einem Platonischen Wolkenkuckusheim umher. Sie sind holistisch betrachtet fest an je ein sozio-kulturell überformtes, individuelles Gehirn zu einem gegebenen Zeitpunkt gebunden, d. h., sie entstehen darin im Augenblick, da sie gebraucht werden, wobei sich das Individuum früherer Lernergebnisse (vage) zu erinnern vermeint. Begriffe haben dabei eine veränderbare und sich verändernde Extension. (Philosophen und Linguisten denken rational und vergessen die weit wichtigeren emotionalen sog. „Konnotationen“, wie sie fälschlich genannt werden). – Alle Verallgemeinerung geht vom Individuellen aus (vgl. VERMEER 2009). Von „Weltbürgergesellschaften“ halte ich nichts, solange nicht jeder Einzelne dazu beitragen will und auf seine individuelle Art beiträgt, soziokulturelle Konsense zu erstreben. Wittgensteins Beispiel weist aber noch auf eine bereits erwähnte grundsätzliche Ausgangsposition hin: Ein geschlossenes System hat nur einen Kopf, und der kann, was auch immer um das System herum vorgeht, weder sehen noch hören noch tasten noch schmecken. Was von außen in ein solches System

eindringt – Luhmann spricht von „Penetration“ –, muss zu diesem Zweck (einer Funktion) zuvor vom System verarbeitet, hergerichtet, d. h. ihm situationsspezifisch individuell angepasst werden. Der eingeatmeten Luft wird Sauerstoff entnommen und der dem Blut zugesetzt, um im Körper genutzt werden zu können. Ebenso werden Schwingungen, welche die Ohren treffen, zu Geräuschen, Lauten usw. gewandelt, denen Informationen interpretierend zu entnehmen der Mensch hat lernen müssen. Ähnlich geschieht es mit anderen Sinnesorganen, z. B. den Augen. Komplexe Konstruktionen führen dazu, dass sich der Mensch Phänomene der Außenwelt nicht unmittelbar einverleiben kann, sondern sich Eindrücke, „Bilder“ usw. von der Außenwelt machen und diese zu interpretieren lernen muss. Denken Sie, um sich dies deutlich zu machen, an ein Spiegelbild. Das Bild im Spiegel zeigt nicht den Menschen, der hineinschaut, sondern eine Modifikation von ihm. (Das Spiegelbild ist eigensinnig; es hebt die linke Hand, wenn Sie vor dem Spiegel die rechte heben.) Das Beispiel belegt deutlich, dass der Mensch sich selbst nicht erkennt, sondern eine Beobachtung von sich interpretiert. Lesage (zit. n. SMOLLETT 1859: 449) hat recht:

The supreme delight of eating is not in the thing ate, but in the palate of him who eats[.]

Wenn Sie mir bisher in Maßen verständnisvoll Glauben geschenkt haben, werden Sie auch erkennen, welche komplexe und komplizierte Handlung eine Übersetzung (oder, um endlich etwas umfassender zu reden, eine Verdolmetschung und Übersetzung, also eine „Translation“) ist (vgl. VERMEER 2006; 2009, Tl. 2). Die Dolmetschung ist bekanntlich weit älter als das, was man heutzutage üblicherweise Übersetzung nennt. Schon um 1900 v. Chr. gab es das Wort „Dolmetschen“ in seiner ältesten überlieferten hethitisch-akkadischen Hybridgestalt (nach DELLER 1986; vgl. VERMEER 1992: 58). Es ist aber bemerkenswert, dass es bis etwa zum 15. Jh. n. Chr. für das Übersetzen von „Sprachen“, wie fälschlicherweise oft, und nicht weniger falsch von „sprachlichen Texten“ meistens gesagt wird, also das Übersetzen „im engen (viel zu engen) Sinne“ oder, um Jakobson zu imitieren: „translation proper“, im alten und mittelalterlichen „Westen“ kein Fachwort gab (vgl. FOLENA 1973 zum Italienischen). Dann aber treten im deutschen Sprachbereich gleich zwei

Termini auf: Übersetzung/übersetzen und Translation/translatieren. – Kein Wunder, dass die Spannbreite dessen, was Übersetzen genannt werden konnte, entsprechend weit war. 1614 schreibt Aegidius Albertinus, er habe den spanischen Roman vom Landstörtzer Guzmán de Alfarache „theils auß dem Spanischen verteutsch / theils gemehrt vnd gebessert“. Heute sollte der Terminus „Translation“, da es ja ein mindestens seit Mitte des 15. Jh. nachweisbarer Terminus im Deutschen ist, als Oberbegriff für Dolmetschen und Übersetzen gebraucht werden, wobei das Dolmetschen seines hohen Alters und des breiteren Gebrauchs wegen an erster Stelle vor dem Übersetzen genannt werden sollte. – Die Jahrtausende der Schriftlichkeit hindurch wurde Übersetzen in einem weiten Verständnis gehandhabt (wie heute noch zumal der Ausdruck „verdolmetschen“); es stand mit dem Dichten auf einer Stufe. Übersetzer fanden es nur natürlich, ihre Vorlage zu verändern, zu kürzen und zu erweitern usw. Sie schreiben das oft in einer Vor-oder Nachrede. Und sind die großen deutschen Epen des Mittelalters zum Teil nicht auch „Übersetzungen“ aus dem Französischen und diese aus dem Keltischen (vgl. VERMEER 1996)? Gewiss gab es auch eine uns heute sonderlich anmutende „morphemische“ Translationsmethode (vor allem bei Texten des Alten Testaments), indem ein Text Morphem um Morphem (und nicht nur Wort um Wort) übersetzt wurde. Bei den biblischen Texten wollte man das Verständnis der Lesung verhindern, um Laieninterpretationen vorzubeugen und die Auslegung den Rabbinern zu überlassen. Noch heute finden wir im täglichen Gebrauch solche morphemisch gebildete Formen: Das Wort „Gewiss-en“ ist eine Übersetzung aus dem lat. „con-sci-entia“ und dieses aus dem griech. συν-εἶδη-σις.

Indem man vor zwei-bis dreitausend Jahren niedergeschriebene biblische Texte (auf eine orale Vorgeschichte gehe ich hier nicht ein) heute so übersetzt, dass Formen, zumeist Wortformen, aber auch syntaktische Konstruktionen möglichst 1:1 gleichgesetzt oder, wie man immer noch sagt, äquivalent übersetzt werden, ohne dass man auf unterschiedliche Funktionen (d. h. hier auch: Bedeutungen) achtet, wird nicht nur Historie verwischt. Ich spreche hier nur von der Äquivalenz von Wortformen. Es gibt andere, über die man geschrieben hat, z. B. die „funktionelle Äquivalenz“ (KOLLER 1992: 52). Auch Formen ändern sich (vgl. ahd. – mhd. – nhd.), je nach Betrachtung (Theorie) auch momentan (vgl. Der im Turm Gefangene verschob bedächtig seinen Turm auf ein anderes Feld des Schachbretts). Funktionen ändern sich momentan (vgl.

vorstehendes Beispiel). Es wird historische Vergangenheit, die für uns vergangene und, wie oben gesagt, entsprechend verzerrte Gegenwart in der heutigen gegenwärtigen Gegenwart darstellt, zu ideologischen, z. B. theologischen, Zwecken missbraucht (vgl. das Dogma der Unbefleckten Empfängnis). Zur Rehabilitierung der Täter sei angemerkt, das ihnen ihr Tun nicht als Missbrauch bewusst ist. Diese „Geschichtsschreibung“ (besser sagt man wohl „Geschichtsklitterung“ [zuerst als „Geschichtsklitterung“, FISCHART 1573; mit s 1582; vgl. VERMEER 2000, Bd. 2: 666-683]) durch Translation hinkt aber in einer bedeutsamen Hinsicht: Gegenwärtige Gegenwart ist ein Prozess, also (quasi)momentan. Um mit ihr Schritt zu halten, müsste also jede Translation unmittelbar nach ihrer Niederschrift bereits korrigiert oder mit anderen Worten: re-, d. h. neu, translatiert werden. Wie schon gesagt, haben verschiedene Geschichtsabschnitte unterschiedliche Arten und Weisen, Historie darzustellen. Ich weiß nicht, aus welchem Grund das hebr. Wort für „junge Frau“ (עלמה) in der Septuaginta (~ 2. Jh. v. Chr.) in Alexandria für die dortige Judengemeinde, deren Mitglieder des Hebräischen nicht mehr mächtig waren, mit dem griech. παρθένος übersetzt wurde, das eben auch und in erster Linie eine nicht verheiratete junge Frau (nhd. Jungfrau) bedeutet. Von außerordentlichen Menschen wurde mehrfach behauptet, sie seien nicht auf die übliche Weise geboren worden. So soll der Buddha aus der Seite seiner Mutter hervorgegangen sein. Besondere Geburt behauptete man auch von den ägyptischen Pharaonen. Aber die Einengung bei Jeremias und später die Übertragung auf Jesus mag noch einen anderen Grund haben; evtl. einen simplen Übersetzungsfehler. עלמה, παρθένος und lat. virgo stehen für „junge Frau“ überhaupt. Jungfrau war zu ahd. und mhd. Zeit die Bezeichnung für eine adlige junge Frau. Mit dem Prädikat „junckfraw“ wurde die Gottesmutter also geehrt. „Jungfrau“ als ausschließlich „weibliche Person, die noch keinen Geschlechtsverkehr gehabt hat“ [Duden 1989] kommt erst in nhd. Zeit auf. Das Dogma von der „unbefleckten Empfängnis“ wurde 1854 verkündet. –

Wieder schließe ich eine weitergehende Bemerkung an: Alles Verhalten, Tun und Handeln geschieht in einer Situation. Mit „Situation“ meine ich holistisch alles, was das Außen, die „Umwelt“ eines aktuellen Raum-Zeit-Punkts eines Ereignisses, z. B. einer Translation als Prozess, ausmacht und mit zu dem gemeinten Ereignis hinführt und es mitbedingt (beeinflusst), indem es Einfluss auf seine (z. B. neuronale) Bedingungen (z. B. seine Disposition und

deren Entwicklung) ausübt. Eine solche Situation kann reduktionistisch-verallgemeinernd als bis zur Bewusstwerdung ihrer Wandlung und Veränderung dauernd angesehen werden. Das Ereignis selbst ist in dieser „Situation“ ein quasi-punktuellem Prozess. Analoges gilt für den Prozess und seine situationellen Umwelten des Translators, wie zuvor des Ausgangstextemautors und später jedes Rezipienten eines Translats. Seit Urzeiten streiten Textproduzenten, Translatoren und Rezipienten um Methoden und Qualitäten von Translatsen. Halten wir zuerst noch einmal fest, dass jede Handlung von jemandem in einer aktuellen Situation für jemanden zu einer Funktion (einem Zweck, Ziel, „Skopos“) ausgeführt wird. Mit dem „für jemanden“ kann der Handelnde selbst gemeint sein (vgl. die Selbstübersetzung eines Werks durch den Autor). Jede und alle Handlung ist emotional und rational ganzheitlich („holistisch“) funktional. Sie geht auf Grund der aktuellen, sozio-kulturell überformten Disposition des Evaluierenden in seiner historisch bedingten Situation vonstatten. Ich setze voraus, dass jedermann in jedem Raum-Zeit-Punkt sein Bestes tun will. Auch jemand, der jemandem eine dringend benötigte Nachricht vorenthält, handelt funktional, d. h., er verfolgt mit seiner Haltung eine Absicht. Eine Absicht braucht nicht bewusst ausgeführt zu werden. Schon Platon (Απολογία Σωκράτους) überliefert, Sokrates habe behauptet, „daß niemand freiwillig Unrecht tue“. Sich verhalten, etwas tun und handeln bedeutet immer, sich zu einem Ziel/Zweck zu eigenem oder (innerhalb des Eigenen) zu eines Anderen Nutzen verhalten usw. Man verhält sich, tut etwas und handelt, so gut man kann. Jede Evaluierung ist (sozio-kulturell) individuell, die Handlung, genauer: ihre Interpretation, also die situationellaktuell beste (gewesen). Insofern lobe oder tadle ich nicht die Handlung selbst, sondern die Handlung in meiner Evaluierung. Der Dozent evaluiert seine Meinung von der Arbeit eines Anderen. Halten wir das für die immer noch geltende Notengebung bei Examensarbeiten usw. fest! – Sie wissen ja, dass in einem Arbeitszeugnis keine direkte Verurteilung des betreffenden Arbeitnehmers stehen darf. Eine schlechte Note ist eine Verurteilung nach Ansicht eines Urteilers.

Zeit ist bekanntlich eines der geheimnisvollsten, unverstandensten und unverständlichsten Phänomene der Menschenwelt. Zeit ‚ist‘ nicht. Zeit unterliegt allem; aber sie wandelt sich unaufhörlich. Vergleichen Sie die Menschen des heutigen ‚Westens‘ mit ihren Vorfahren vor 100 Jahren: Heute reifen die Menschen schneller, leben länger; psychologisch und vielleicht auch realiter

vergeht das Leben schneller (vgl. den häufigeren Berufsplatzwechsel; Stadt und Land; Wirtschaftsabläufe; die Forschung). Auch kulturspezifisch läuft die Zeit schneller: die Forschung geht schneller voran als z. B. das religiöse Verhalten bzw. sein Ausdruck. Bei der Translation ist Zeit allemal involviert, die Zeit zwischen der Produktion des Ausgangstexts bzw. Textems und der Rezeption durch einen Translator bzw. bis zur Translation. Historische Zeit ist relativ auf einen gewählten Fixpunkt hin. Mit der Zeit ändern sich wesentliche Parameter der Rezeptionsmöglichkeit(en). Translate sollen die Rezeption eines Textems erleichtern, indem sie sie der Kultur und hierin der Sprache des Translatrezipienten näherzubringen suchen, d. h., sie zielkulturell verständlich machen, soweit es geht. Translate suchen somit die Zeit seit der Ausgangstextproduktion psychologisch zu verkleinern (zu komprimieren). Eine möglichst wörtliche Translation rückt das Translat weiter vom Ausgangstextem fort als jegliche andere Translation! Nie ist ein Translat weiter vom Ausgangstextem entfernt als in einer möglichst wörtlichen Übersetzung. (Das werde ich so gleich aufzeigen.)

Lassen Sie mich noch eine kritische Note zur Funktion anfügen: Man liest immer noch oft, „Literatur“ sei Selbstzweck in sich, habe daher keine Funktion zu erfüllen; sie entspreche keinem „nutzbedingten Bedarf“ (ESCARPIT 1961, kritisch zit. b. STOLZ 1980: 1098). Ist Selbstzweck kein Zweck? Auch eine Handlung, die sich auf die Selbstbefriedigung ihres Autors beschränkt, hat damit doch einen Zweck, eine Funktion, eine Zukunft. Was ich tue, tue ich letztlich zu eigenem Nutz und Frommen (Ich bin ein Egoist), also nicht selbstlos. Tatsächlich hatten WATZLAWICK et al. (1969, 28f., zit. n. STOLZ 1980: 11014) recht, dass „[n]icht Dinge, sondern Funktionen [...] demnach das Wesen unserer Wahrnehmung aus[machen]“ und „nur Beziehungen und Beziehungsstrukturen wahrgenommen werden können“ (vgl. STOLZ 1980: 2f.).

Nach dem vorhin Gesagten gibt es für jedes Textem unter indefiniten Translationsbedingungen indefinit viele individuelle Translationen. Der Translator zeichnet für sein Werk verantwortlich. Äquivalenz kann eine Funktion unter vielen sein.

Und damit zu ein paar Beispielen für Translationen und ihrer Darstellung in der Zeit. Wir werden feststellen, dass das Wort, ein sprachlich-philologisches Phänomen, die Historie hindurch immer wieder die Prozedur dominiert hat, genauer: die Form (des Worts) triumphierte immer wieder über die

Funktion der Handlung. Bei den heute bis zu indefinit vielen angeschwollenen und immer weiter und schneller zunehmenden Translaten und Auslassungen zum Translatieren und zu diesen Translaten (vgl. Bücher, Aufsätze, Vor- und Nachreden, Bemerkungen, Rezensionen, Kritiken, Kongresse usw. usf.) ist man, so scheint es mir in meiner sehr begrenzten Kenntnis solcher schriftlichen und mündlichen Verlautbarungen, einem diachronischen Moment nur selten bewusst nachgegangen. Wenn jemand heute ein Textem aus vergangener Zeit (Vergangenheit beginnt kurz vor der Gegenwart und geht Jahrtausende zurück) – wenn also ein älteres oder altes Textem übersetzt werden soll, versucht mancher Translator eine altertümliche Sprache in Wort und Syntax. Das ist eine Translationsmöglichkeit, aber nicht immer die adäquateste. Ich bringe ein Beispiel aus Zigtausenden: Gegen Ende des „Prólogo“ des ältesten spanischen Schelmenromans *La vida de Lazarillo de Tormes* (nach 1526) bittet der angebliche Autobiograph:

Suplico a V. M. reciba el pobre servicio de mano de quien lo hiziera mas rico, si su poder y desseo se conformaran.

In der modernen Übersetzung des „Vorwort[s]“ von Helene Henze (1984; 1992) heißt es:

Ich bitte Euer Gnaden, nehmt die arme Gabe aus den Händen des Mannes an, der sie reicher gestalten würde, wäre nur sein Können seinem Wunsche gemäß.

Ich will das Translat nicht näher besprechen. Vielleicht versteht der heutige deutsche Leser, dass er selbst mit der Anrede „Euer Gnaden“ gemeint ist. Er ist ja heute der Empfänger des Translat(em)s. Man redet ihn aber heute nicht mehr so an; erst recht nicht auf Deutsch. (Das span. „Vuestra Merced“ lebt in der üblichen höflichen Anrede „usted“ [~ „Sie“] bis heute fort. Heute gebraucht man im täglichen Umgang immer häufiger die einfache Form der 2. Pers. Sing., tu.) Doch urteilen Sie selbst, jeder für sich nach dem, was ich oben zur Evaluierung gesagt habe: V. M. (nach damaliger Zeit bzw. dem damaligen Leser) oder Sie oder Du (als Anrede an den heutigen Leser der Übersetzung).

Dass es bei einer Translation nicht auf die Wörter ankommt, sondern auf die Funktion eines Textes (Sie können auch seinen „Sinn“ sagen), zeigt das folgende etwas längere und schwierigere Beispiel: Die Vorrede zum „Parzival“ von Wolfram von Eschenbach (19536) beginnt folgendermaßen:

*Ist zwivel herzen nâchgebûr,
daz muoz der sêle werden sûr,
gesmæhet und gezieret
ist swâ sich parrieret
unverzaget mannes muot,
als agelstern varwe tuot.
der mac dennoch wesen geil,
wandę an im sint beidiu teil,
des himels und der helle.
der unstæte geselle
hât die swarzen varwe gar
und wirt ouch nâch der vinster var:
sô habet sich an die blanken
der mit stæten gedanken.
Diz vliegende bispiel
ist tumben liuten gar ze snell:
sie enmugens niht erdenken,
wandę ez kann vor in wenken
rehte alsam ein schellec hase.*

Dieter Kühn übersetzt in der 1. Ausgabe seines Translats (1986; 1991):

*Lebt das Herz mit der Verzweiflung,
so wird es höllisch für die Seele.
Häßlich ist es und ist schön,
wo der Sinn des Manns von Mut
gemischt ist, farblich kontrastiert,
gescheckt wie eine Elster.
Und doch kann er gerettet werden,
denn er hat an beidem teil:*

am Himmel wie der Hölle.
 Der Freund des schwankenden Gemütes:
 er ist völlig schwarz gefärbt
 und gleicht auch bald der Finsternis;
 dagegen hält sich an das Lichte,
 der innerlich gefestigt ist.
 Der Vergleich hier, so geflügelt,
 ist zu schnell für Ignoranten –
 ihr Denken kommt hier nicht mehr mit,
 denn es schlägt vor ihnen Haken
 wie ein Hase auf der Flucht.

Ich gestehe, dass ich nicht recht verstehe; das Translat war mir zu schnell. Es gibt zahlreiche Translationsversuche. Nur wenige können mir genügen. (Ich habe 16 moderne Übersetzungen verglichen.) – Der Sinn ist: Wenn man schwankt, sich nicht entscheiden kann [wie der junge Parzival], was durchaus nicht von vornherein verwerflich ist, steht das Heil des ewigen Lebens nach damaligem Glauben in Gefahr. Der Mut des Manns muss Lob und Tadel aushalten. Das Leben ist zweifarbig wie das Gefieder der Elster, schwarz und weiß, mal dunkel, mal hell. Der Mensch muss durch beide Schicksale im Leben hindurch, durch Hölle und Himmel. Letztlich muss er sich an Gott halten. Das zu verstehen braucht Zeit. Das Hin und Her ist wie ein Hase, der Haken schlägt. Wie schwierig es ist, das „Gemeinte“ im Nhd. wiederzugeben, erhellt aus Webers (1977) Versuch einer verständlichen Nacherzählung.

Weber stellt *zwîvel* dem *unverzaget mannes muot* gegenüber. Ersterer bedeutet innere Haltlosigkeit und ewige Verlorenheit, beides führt zur *unstaete*, der die *staete* = Vorahnung ewigen Lichtes als Folge des Mannesmuts gegenübersteht. (701)

Die bewußt gewordene Unsicherheit des ritterlichen Laien in der Bestimmung des rechten Verhältnisses von Gott, Welt und Mensch hat den Boden für jene Haltung bereitet, die weithin als *zwîvel*, das heißt: als Unschlüssigkeit in den letzten Fragen menschlichen Seins, erlebt wird. (702)

Den *tumben*, den Unaufgeschlossenen, fehlt es an Verständnis und gefestigter Beständigkeit. (703)